

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 253 (1980)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Das Gurnigelbad – Gesundbrunnen für Bauer und Burger

Streiflichter aus seiner Vergangenheit

Ist jemand krank und übelauf,
so fol er meinem Rath
und laufe nur schnurgrad hinauf
in das Gurnigelbad.
Dort wird man allsobald curiert,
denn gleich beim Eingang man verspürt,
dass Bergluft, Wasser und der Wein
zur G'sundheit sehr behüflich sein.

(Aus dem Gurnigel-Lied)

Der Gurnigel

Der Gurnigel oder Gurnigelsbärg, wie man ihn zum Unterschied vom Gurnigelwald auch etwa nennt, wird einem Gebirgsbogen zugerechnet, der als «Préalpes romandes» von der Rhone und dem Genfersee bis zum Thunersee streicht und als eine wurzellose Gesteinsmasse aus älterem Material einem jüngern aufliegt. Man spricht in solchen Fällen von einer «Klippe» oder «Scholle». Die äusserste, am weitesten nach Norden vorgeschobene Kette dieses Gebirgszuges erstreckt sich aus dem Raume von Vevey über Les Corbettes und den Niremunt ob Châtel-Saint-Denis bis zum Gurnigel. Es sind dies die sogenannten «Préalpes externes», in ihrem östlichen Abschnitt als «Freiburger Voralpen» bekannt. Sie bilden eine Flyschzone, die inselartig auf der Molasse des Mittellandes schwimmt. Edward Gerber hat als Baumaterial für Gurnigel, Selibühl, Schüpfenfluh und Pfeife harte Sandsteine aus dem Alt-Tertiär und der oberen Kreideformation festgestellt, Steine, die etwa hundert Millionen Jahre ins Erdalter zurückgreifen. Ein «unvorstellbar kräftiger» Gebirgsdruck hat sie stundenweit von ihrem angestammten Ort im Süden nach Norden geschoben

und einer fremden Unterlage aufgesetzt. Zwischen den Sandsteinen liegen weiche Tonschiefer, die Rutschungen auslösen können.

Die Formen dieser Flyschzone, und ganz besonders des Gurnigels und des ihm benachbarten Zigerhubels, sind zahm, sanft, gerundet. Ihre Beschaffenheit erzeugt «nasse, saure Alpweiden». Der Wald, durch jüngere Aufforstung erneuert, kommt gut voran. So kränzt heute ein dichter Gürtel von Bäumen den Berg. Im untern Teil herrscht die Weisstanne vor. Ungefähr von der Höhe der «Stockhütte» an – so bei 1250 Metern – führt die Fichte. Moose und eine Hochstaudenflur, an der besonders die Alpenerle beteiligt ist, bedecken den Waldboden, der in den höheren Lagen in die Zwergstrauchheide übergeht.

Der Gurnigel: ein Berg und eine Alp, dem Gupf des Gantrischs vorgelagert und durch die Gräben von Sense und Gürbe von der aus Kalken gebildeten Stockhornkette getrennt. Weit schweift der Blick von seinem Buckel hinunter über «Gräbe» und «Gfell», taucht in Forste und Kahlschläge, in Engen und Mulden, gleitet hinüber zu den wellenden Horizonten des Emmentals, in die Fluhbänke rings um den Thunersee. Hinter dem blauen Band des Juras ertasten Auge und Vorstellungskraft die Horste der Vogesen und des Schwarzwaldes.

Der Berg liegt mit 1550 Metern etwas unter der Höhe des Zigerhubels und der Gipfel des westwärts sich zur Pfeife hinziehenden Kammes. Der Name wird von Jahn auf ein lateinisches «corniculum» (Hörnchen) zurückgeführt. Corniculum ist aber ganz allgemein die Bezeichnung für etwas Gekrümmtes, und so denkt Friedli, dass dem Namen eine von den Römern eingeführte Form «cornix» (französisch «corneille», Krähe)



Gabriel Lory (Vater [1763–1840] und Sohn [1784–1846]) : Gurnigel, 1825

Kolorierte Aquaretta

Original im Schweizerischen PTT-Museum in Bern

zugrunde liege. «Cornicula», meint er, könnte auf die lärmenden Krähenscharen hinweisen, die den Berg umschweben. Mundartlich lautet er denn auch «Gornigel» und «Hornigel». Eine Örtlichkeit bei Wattenwil wird 1525 Hornigel genannt. Gatschet erbringt für 1142 einen «mons Cornelii». «Gaggerehubel» heisst der Berg auch etwa im Volksmund.

Es wimmelt nicht nur von «Gaggere» dort oben, noch um 1800 war der Berg ein Paradies für Hirsche und Rehe – Namen wie Hirschhorn, Hirschmatt legen davon Zeugnis ab. Orts- und Flurbezeichnungen erinnern an Bär, Wolf und Luchs. 1795 hat der Sohn eines Jagdaufsehers am obern Gurnigel einen Luchs erlegt, der zuvor in Guggisberg eine grosse Zahl von Schafen und Kälbern gerissen. Drei Jahre später kehrte ein Mann aus dem Franzosenkrieg zurück – auf einer Alp «Hinter der Egg» musste er sich eines Wolfes erwehren. Und von einem Hensli von Rohrbach steht vermerkt: er hat «am Spitzengurnigel und der Nünnyfluh geholfen jagen und vil bären und wildschwin gefangen». Wildschweine hausten auch an der Giebelegg und in der Längeney im nordwestlichen Vorgelände des Gurnigels.

Frühe Besitzrechte

Bis in die Neuzeit hinein blieb der Gurnigel eine «Wildeni», in der kaum irgendwo ein Mensch sich eine Bleibe geschaffen. Die rodenden Germanen berührten nur seine Ränder, über weite Strecken dehnte sich herrenloser Grund. Nach mittelalterlichem Recht war dieser dem Landesherrn gehörig. Er zählte wahrscheinlich einst zum königlich-burgundischen Krongut, das sich zwischen Aare und Sense nach Osten vorgeschoben hatte, und kam mit diesem durch Erbvertrag ans abendländische Kaisertum – Bern folgte an des Reiches statt.

Otto Breiter vermag in seinen Untersuchungen über den Obern Gurnigelwald weder für die Stadt noch für das Kloster Rüeggisberg einen alten Rechtstitel über dieses Gebiet zu erbringen. 1434 verliehen Schultheiss und Rät von Bern den Berg «der obere Gurnigel genannt mit Höhe,

Weite, Länge und Breite» und mit «allen seinen Rechtungen und Zugehörungen» dem Heinrich Rubi ab dem Berg und seinen Erben gegen einen jährlichen Zins von drei Pfund «guter stäbler Batzen» und mit dem «Beding», dass sie «denselben Gurnigel mit schwend, stadeln und allen andern notdürftigen Sachen in gut buwen und Ehren halten» sollten.

Auch herrschaftliche Rechte, die aus der landesherrlichen Gewalt in private Hände übergegangen waren, hingen am Berg. Sie gehörten, was dessen nördliche und östliche Abdachung betraf, in den Gerichtsbann von Wattenwil, der 1516 in den Besitz des reichbegüterten Kaufherrn und Bernburgers Bartlome May gelangt war. Mit ihm schloss die Obrigkeit nach aufgenommenen «Kundschaften» 1525 einen Ausscheidungsvertrag des «Holtzes des Hornigells halb», der die Marchen zwischen dem Staats- und dem Herrschaftswald festlegte. Die darin genannten Flurbezeichnungen lassen sich nicht ohne weiteres der topographischen Karte ablesen, werden aber von Breiter auf den Untern Gurnigel bezogen, dessen waldige, zum Gürbetal fallende Flanke noch heute grossenteils im Gemeindebann von Wattenwil liegt.

Bartlomes Anteil am Berg fiel wenig später mitsamt dem Dorf an seinen Enkel Benedikt von May, der die Herrschaft 1533 dem Reinhard von Wattenwil, Schultheissen von Thun und Herrn zu Burgistein und anderer in der Umgegend liegender Orte, verkauft hat. An die zweihundert Jahre blieben die herrschaftlichen Rechte im Gurnigelwald im Besitz dieser Familie.

Das Stockbrünnlein wird entdeckt

Der Gurnigel – wir erhärten es – ein Flyschberg, der Boden reich an gespeichertem Wasser. Nach allen Seiten tritt es an den Tag. Drei Quellen sind durch ihren Mineralgehalt bekannt geworden. Zwei bereits in früherer Zeit, die dritte vor rund hundert Jahren. Die beiden zuerst entdeckten befinden sich etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten oberhalb des nach dem letzten Weltkrieg abgebrochenen Bades. Eine «ursprünglich gewiss magere, sumpfige und wilde Alpweide»



Gurnigelbad, um 1800

Eine der ältesten Darstellungen des Kurortes, Neujahrsblatt des Schwarzen Gartens, Zürich 1821, Schweizerische Landesbibliothek, Bern

ist hier in den Wald gehauen. Flachs, Getreide und Kartoffeln kommen auf dieser Blütti noch gerade fort; die Dächer zweier Sennhütten lugen aus dem Grün. Bei ihnen verzweigt der Pfad: der eine führt zum näher gelegenen «Stockbrunnen», der andere steigt bis zu der Stelle, wo der Wald sich von neuem schliesst und zum Obergurnigel aufwipfelt. An dieser Naht wurde der «Schwarzbrunnen» gefunden.

Der «Stock» oder Stockbrunnen taucht 1561 erstmals in den Urkunden auf. Sein Wasser entquillt einem hohlen Baumstamm, von dem die Quelle den Namen trägt. Sie war von den Bauern in der Umgebung des Berges längst vor dem genannten Datum bekannt. Nachgrabungen führten um 1820 zur Entdeckung einer «unterirdischen, 300 Fuss langen, nach allen Regeln der Kunst gebauten Gallerie», die das Wasser vom Felsen, aus dem es heraustritt, bis zu dem Stock

hinleitete und von den Altgeschichtlern als römische Baute angesprochen wurde. Vielleicht nicht zu Unrecht, hat doch eine Überlandroute aus jener Epoche von Aventicum her das Senseland über Schwarzenburg und Riggisberg mit dem Raum von Thun verbunden.

Strasse und Quelle gerieten in der Völkerwanderung ausser Gebrauch, doch Jahrhunderte später haben die im Gebiet von Schwarzwasser und Gürbe kolonisierenden Alemannen und Burgunder den Brunnen von neuem entdeckt und wegen seines Schwefelgehaltes aufgesucht. Das Wasser wurde an Ort und Stelle getrunken oder in Schläuchen und Krügen mit nach Hause getragen. Eine in der Nähe errichtete Sennhütte, die

«Stockhütte», diente wahrscheinlich schon bald als eine Art Armenbad und wurde zum Mittelpunkt erster, noch recht bescheidener Badefreuden, bei denen man mit dem Gurnigelwasser den Gebrechlichen den die Krankheit bewirkenden «Dämon» aus dem Leibe zog und vielleicht auch schon ein erster Bader und Schröpfer sein Taggeld verdiente.

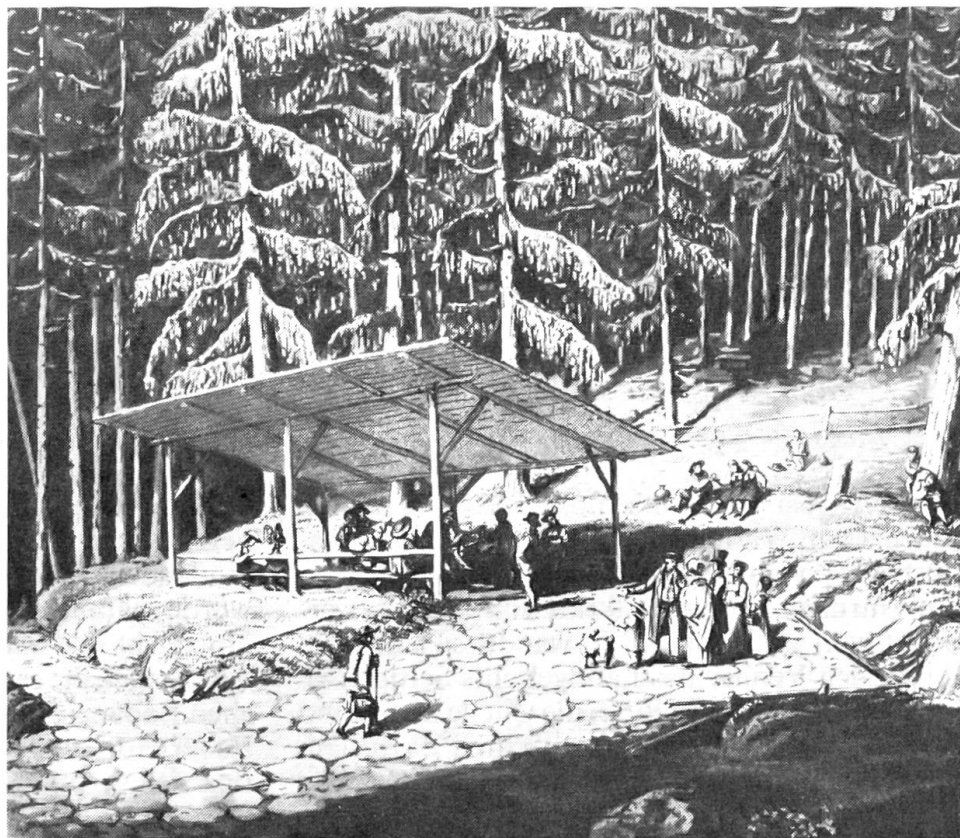
Das Bad im 16. und 17. Jahrhundert

Die Familie von Wattenwil, die, wie wir dargelegt haben, am Gurnigel herrschaftlichen Anteil besass, wandte sich, getrieben vom Wunsche, den Stockbrunnen zum Wohl der Landschaft und zum eigenen Vorteil zu nutzen, 1591 an die Obrigkeit mit dem Ersuchen, in der Nähe der Quelle ein Badhaus errichten zu dürfen. Burger und Rät entsprachen dieser Anfrage und erteil-

ten den Wattenwil die Genehmigung, eine Lichtung von vier Jucharten in den Wald zu schlagen.

Auf einem gegen Norden liegenden Sporn des Berges wurde der Wald gereutet und ein der neuen Aufgabe dienendes Gebäude errichtet. Es dürfte sich um einen höchst einfachen ein- oder zweigeschossigen Holzbau gehandelt haben, der ein halbes Dutzend Räume umfasste, in denen die Badebedürftigen Aufnahme fanden. Das Wasser wurde mit Hilfe einer Pumpe gefasst und in «Deucheln» (Dünnkeln) dem Kurbetrieb zugeleitet. Die mittlere Temperatur des Brunnens hat man – nach heutigen Werten – auf sieben Grad Celsius berechnet. Die «heilende Flüssigkeit» wurde in Flaschen an Leidende abgegeben oder in den hölzernen Badekästen mit warmem Wasser gemischt.

Das neugebaute Bad scheint in der ersten Zeit seines Bestehens von der Landbevölkerung bevorzugt worden zu sein. Als «Bauernbad» eingestuft, diente es nicht allein der Heilung von allhand körperlichen Gebrechen, sondern auch der Lustbarkeit. Durch die abgeschiedene Lage vor überraschenden Streifen der Landjäger geschützt, fühlten sich die Besucher «unter sich» – eine grosse Familie, die von den Beschwerden des Alltags hier Erleichterung erhoffte und fand. Doch was im 16. Jahrhundert noch hingehen mochte, im sittenrichterlich engherzigeren siebzehnten wurde die Oase am Hang des Gurnigels einer strengen Zensur unterzogen: so bestimmte 1651 die bernische Obrigkeit, dass an den Samstagen und Sonntagen das Bad nur den «eigentli-



Franz Hegi (1774–1850): *Quellenlaube des Schwarzbrünneleins beim Gurnigelbad*
Neujahrsblatt des Schwarzen Gartens, Zürich 1821, Schweizerische Landesbibliothek, Bern

chen Kurgästen» gewärmt werden dürfe und dass in den Baderäumen auf Trennung der Geschlechter zu achten sei.

Der Ruf des Gurnigels drang jetzt über die nähere Umgebung hinaus, und Johann Jakob Wagner schreibt in seiner «Historia naturali Helvetiae curiosa», dass das Bad auch von Leuten der Hauptstadt besucht werde. Und wahrscheinlich kam man auch von Thun und aus dem Schwarzenburgerlande. Die Zunahme der Kurwilligen erforderte die Erweiterung der Anlage. Die Obrigkeit bewilligte daher 1685 dem damaligen Besitzer Bernhard von Wattenwil, in den Staatswäldern das nötige Holz zu schlagen und ein Gebäude aufzuführen, das der Burgerschaft zum bequemen Gebrauch dienen könnte. 1699 ist abermals von einem Neubau die Rede. Ob Bernhard von Wattenwil Schritte in dieser Richtung unternommen hat? Er wurde 1717 von einem

Stier angegriffen und tödlich verletzt. Seine Tochter Katharina brachte die Domäne ihrem Gemahl, dem Pulverherrn Georg Thormann, in die Ehe, und von diesem gelangte sie an dessen Schwiegersohn Gottfried von Graffenried, Herrn zu Kiesen und Kastlan von Frutigen. Dieser fügte 1727 dem alten Gebäude einen neuen Stock mit sechs Zimmern an, damit, wie es heisst, «mehr Menschen, vornehm und gering, logiert und bewirtet werden können».

Eine neue Quelle: der Schwarzbrunnen

Im August 1739 entschloss sich ein Christen Küenzi von Wattenwil, ein «arbeitsamer und industriöser Mann», eine «verlorene Quelle» oben am Gurnigel, deren Heilkraft von lange her erprobt war, auszunutzen. Er wandte sich deshalb durch den Venner des Landgerichts Seftigen an die Obrigkeit mit der Bitte, die Quelle fassen und im Gurnigelwalde ein Bad errichten zu dürfen. Küenzi nannte den Brunnen nach dem Volksmund das «Stinkbrännli» – im Fortgang des Geschäfts erhielt er den Namen «Schwarzbrännlein», seines «schwärzlichen Niederschlages» wegen, wie Jahn schreibt, vielleicht auch auf Grund seiner Eigenschaft, Metalle zu schwärzen.

Der vorgelegte Bericht führt an, der Brunnen sei bis dahin von niemandem gefasst, hingegen von der Bauernsamer häufig benutzt worden. Die Bewohner der Gegend bedienten sich des Wassers entweder kalt, «wie es aus der Grube entspringe», oder würden es in mitgebrachten Pfannen erwärmen. Es seien mit diesem Brunnen «erstaunenswürdige Kuren an Menschen und Vieh» erzielt worden, Kopf- und Gliederschmerzen könnten mit diesem Wasser geheilt werden.

Die Experten erklärten die Quelle des Schwarzbrännleins als «stärker und körperlicher an Schwefel» als das bisher gebrauchte Gurnigelwasser. Es sei zum Baden geeigneter. Ein gutes Omen. Doch Küenzis Gesuch stiess bei der Obrigkeit auf Widerstand, fürchtete diese doch, das neue Bad werde zuviel Holz aus dem Staatswald verschlingen. Gegen die Konzession legte sich aber auch Gottfried von Graffenried, Land-

vogt zu Gottstatt und Besitzer des Gurnigelbades ins Mittel. Er machte geltend, dass sein Etablissement durch ein zweites Bad völlig ruiniert werde, und ersuchte die Gnädigen Herren, das neue Brännlein mit seiner Quelle «conjugieren» zu dürfen.

In der Annahme, dass die Obrigkeit dem Begehren Graffenrieds entsprechen werde, erkannte der Venner, dass er das Schwarzbrännlein seinem Bade zuführen dürfe, allerdings in einer besondern Leitung, damit die Wasser sich nicht vermischten. Dem Gesuchsteller Küenzi solle der Landvogt für «seine deswegen gehabten Kosten, Gänge und versäumte Zeit» zwanzig Kronen bezahlen. Der Rat gab dem Handel den Segen, fasste aber erst 1741 in dieser Sache einen bindenden Beschluss. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde nämlich das «bis dahin unbeschränkte Holzrecht des Badbesitzers im Staatswalde» genau festgelegt: es wurden ihm gegen einen jährlichen Bodenzins von fünf Kronen je Jahr dreissig Fuder Holz zugestanden. Dafür musste Graffenried sich verpflichten, die Badegebäude in gutem Zustand zu halten.

Balneographische Nachrichten über den Gurnigel

Nicht allein die Mund-zu-Mund-Propaganda machte das Bad weitherum im Bernerlande bekannt, hinzu kamen die ärztlichen Gutachten, die Geographen und Statistiker. So schreibt Johann Jakob Scheuchzer in seiner «Hydrographia Helvetica»: «Das Gurnigel-Bad liegt 6 Stunden von Bern, auf einem Berg, ist sauerlechten vitriolischen Geschmacks, wird deszwegen nicht nur gebadet, sondern auch getrunken, und nacher Bern abgeführt, thut gute Dienste dem schwachen Magen, in der Gliedersucht und anderen dergleichen Krankheiten.»

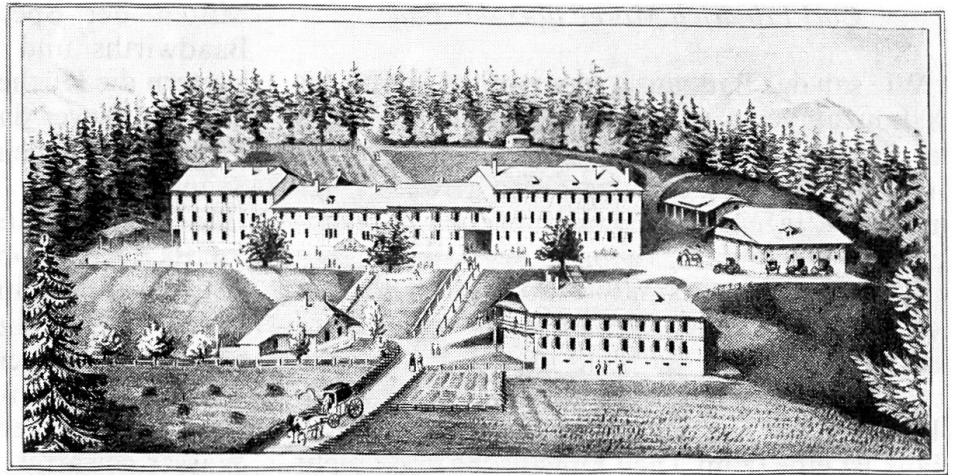
Hans Jakob Leu erwähnt das «Bad- und Wirthshaus» am Gurnigel in seinem «Helvetischen Lexicon». Er geht kurz auf die topographischen und geographischen Gegebenheiten ein und beschreibt die Quelle sowie die Eigenschaften des Wassers. Es ist von guter Wirkung, so erklärt er, «bey Schwachheit des Magens und der Gliedern und andern kränklichen Zuständen»

und werde sowohl zum Baden wie für Trinkkuren benutzt.

Ähnlich äussert sich Johann Conrad Fäsi in seiner «Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft». Auch Albrecht von Haller spricht sich über das Gurnigelbad aus, und zwar in der kurzen lateinischen Beschreibung einer 1731 unternommenen botanischen Alpenreise. Das Bad, so berichtet er, sei von alters her gut besucht und stehe ganz besonders bei den Landleuten, die bei mancherlei Krankheit das Wasser aufsuchten, in Ansehen. Dieses Wasser sei kalt, lauter und habe den Geschmack fauler Eier.

*Gottfried von Graffenried
und sein Prospekt*

Bereits 1740 war das ganze Badegebäude am Gurnigel, das, wie Adrian Jakob Lüthi schreibt, damals nebst den Badeeinrichtungen und der Gaststube vierzehn Zimmer zu zwei Betten enthielt, von Gottfried von Graffenried gründlich erneuert worden. 1741 leitete dieser die 1728 entdeckte Schwarzbrünnelquelle dem Badhaus zu, ein Grund mehr, in einer «Wahrhaften Beschreibung / Des / berühmten vortrefflich- und heylsamen / Gurnigel-Baads» einem weitem Publikum den Kurbetrieb vorzustellen. Nach allgemeinen Bemerkungen über die Nützlichkeit seines Werkes geht Graffenried auf die einzelnen Errungenschaften ein. Er habe, schreibt er, viel Geld aufgewendet, um «das gantze Gebäu zu verbessern / um die Baad Gäste völlig zu vergnügen; da nicht nur ein gantz neues Stockwerck ist aufgerichtet / alle Baadkästen und die Wasser-Sammler (da das Trinck- und Badwasser jetzund von anderem nicht mehr kan vermischet werden) neu



GURNIGEL-BAD, BAINS du GURNIGEL.

F. Grimm, Burgdorf: Gurnigel-Bad, um 1840
Schweizerische Landesbibliothek, Bern

erbauet / sondern auch in allen übrigen Zimmern neue Better mit Madrazen gemachet worden sind / so dasz man mit Grund der Wahrheit sagen kan / dasz nunmehr alldorten so wol niedliches Tractament als gutes Losament anzutreffen ist.»

Im weitem hebt er das Schwarzbrünnlein hervor, das eine halbe Stunde «ob dem grossen Baad in einem morastigen finstern Wald uneingefristet» liege, so dass die Quelle «leichtlich vom Regen oder anderem Wasser Zuflusz hat bekommen können», jetzt aber «rein und unvermischt» in eingelegten Deucheln zum «Haupt-Baad» geleitet werde. Beide Quellen – Stock- und Schwarzbrunnen –, so fährt er fort, «führen einen subtilen Schwefel», und nun folgt ein Katalog von Krankheiten, bei denen das Wasser sich bewährt hat: «Stärket und erwärmet den Magen... Vertreibt die Migraine und alles Hauptwehe... Tödtet und vertreibt alle, sonderheitlich den Nestelwurm... Stärket die Glieder und Nerven... Erweicht und reiniget die Nieren... Reiniget überall das Geblüt von dem Scorbut... Bringet den entkräftten Männern die Vigor wieder... befördert und reglirt den Weibern ihre monatliche Zeit / und ist sehr bewährt für die Gelbsucht... Ist auch bewährt für alle Sciatiques» (Ischias).

Carl Friedrich Morell über das Bad

Wie sah das Badhaus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus? Darüber gibt uns der Berner Apotheker, Botaniker und Chemiker Carl Friedrich Morell, der das Gurnigelwasser geprüft hat, in einer 1788 erschienenen «Chemischen Untersuchung einiger der bekannteren und besuchteren Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz insbesondere des Cantons Bern» näheren Aufschluss. «Das Baad und Gasthaus», so schreibt er, «stehen mitten in einem Wald, zu oberst auf der bemeldten steilen Wiese; vor dem Haus ist eine (zum Theil künstliche doch mehr natürliche) Terrasse, so zu einer Kegelbahn und Spaziergang dienet; rechter Hand, wenn man zum Baade kömmt, sind die Baadstuben, in der

Mitten der Speisesaal und Wohnungen des Baadwirths und seiner Leute, hinter welchen letztern die Küche; linker Hand sind die Abtritte und ein Weyer dabey, denn ist noch ein kleiner Flügel für gemeinere Baadgäste auf derselben Seite; unter der Terrassen ist des Becken sein Haus, und jenseits der Strasse noch ein Gebäud für Baadgäste; ob dem Saale und überhaupt im zweyten Stock sind die übrigen Losamenter für die Baadgäste, die mit einer Lauben zusammen hängen; im linken Flügel sind ob den Baadstuben die Trinkgemächer der Bauren, wo auch getantz wird, hinter diesen sind die Öfen, wo das Wasser gewärmt und durch Dünkel in die Baadkästen geleitet wird...»

«Die Baadstuben, deren zwey sind, eine für die Standespersonen die andere für die übrigen Baadgäste, halten ungefehr vier und zwanzig bis dreyssig Schu ins Quadrat, in jedem gehen die zwey Dünkel (so warm und kalt Wasser führen) in der Mitte durch, über die Baadkästen weg, und söndern die Manns- und Weiberkästen von einander, deren in jeder Stuben achtzehn sind; man badet hier zu allen Stunden des Tags, doch ist angenehmer in Gesellschaft zu baaden ... da die Manns- und Weibspersonen hier in der gleichen Stuben baaden müssen, so ist stets eine spanische Wand bereit, die auf den Baadkästen derjenigen Person gestellt wird, welche aus dem Baad gehen will.»

Neuerungen – Neuerungen

Das Gurnigelbad blieb über das 18. Jahrhundert hinaus in patrizischen Händen. Auf Gott-

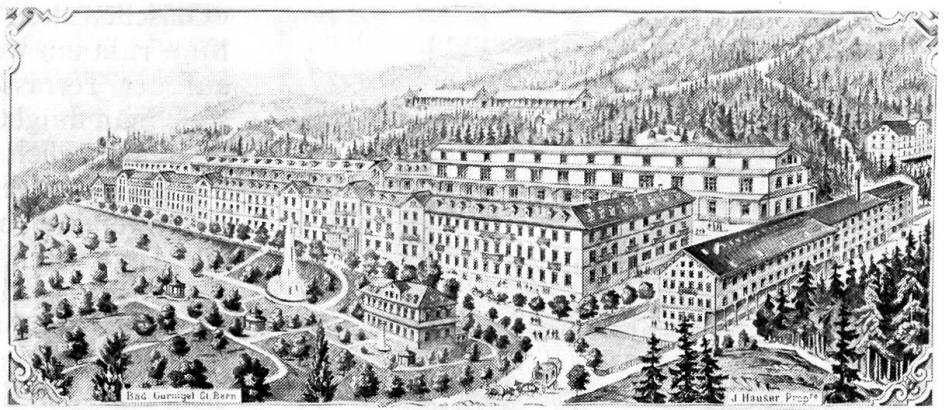


Haute volée des vorigen Jahrhunderts im Unterhaltungssaal des Gurnigelbades
Aus «Verkehrshaus der Schweiz Luzern», Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern 1960

fried von Graffenried folgte 1770 David Albrecht Zehender, Offizier in holländischen Diensten, und nach diesem dessen Sohn Albrecht Niklaus Zehender. Jeder dieser Eigentümer half, die Badeeinrichtungen auf den Stand seiner Zeit zu bringen, sie der Nachfrage entsprechend zu vergrössern. Die 1820 als «Neujahrsgeschenk von der neuerrichteten Gesellschaft zum schwarzen Garten» herausgekommene «Beschreibung des Gurnigel-Bades im Canton Bern» gewährt uns einen Einblick in das Bad, wie es sich in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dargeboten hat.

Das Hauptgebäude besitzt eine Länge von rund siebenzig Metern. Es ist aus vier «zum Theil sehr alten ... theils aber auch seither sowohl ganz neuerrichteten oder doch wesentlich verbesserten einzelnen Gebäuden allmählig zusammengesetzt, und mit einander in Verbindung gebracht». Im Erdgeschoss befinden sich die Bäder, in den Stockwerken darüber die Wirtschaftseinrichtungen, drei grosse Speisesäle «mit 3 Tafeln von ungleichen Preisen für die verschiedenen Classen der Badegäste nach Massgabe ihres Vermögens, Standes oder Erziehung», ein «Tanzplatz», ein Gesellschaftssaal mit Billard und Klavier, schliesslich dreissig «Wohnzimmer für die Badegäste».

Schon vor bald achtzig Jahren, heisst es weiter, sei «auf dem Abhänge links untenher der Terrasse, aber durch eine Art von Brücke mit dieser in Verbindung gesetzt, ein neuer grosser Stock, der untere Stock geheissen, erbauet worden». In diesem befanden sich weitere sechzehn Gästezimmer. Die Zimmer beider Gebäude gehen mit wenig Ausnahmen auf die «Aussichtsseite» – bedeckte Galerien laufen auf der Mittag- oder Bergseite dem Haupthaus entlang. Sie sollen bei nasser Witterung den Gästen zur Bewegung dienen.



Bad Gurnigel um 1880

Lithographie; Künstler und genaues Datum unbekannt, Schweizerische Landesbibliothek, Bern

Der nicht genannte Verfasser des Aufsatzes rühmt das Mobiliar der Zimmer, die «modernen papierernen Tapeten», die «wohlunterhaltenen» Betten mit «modernen Vorhängen».

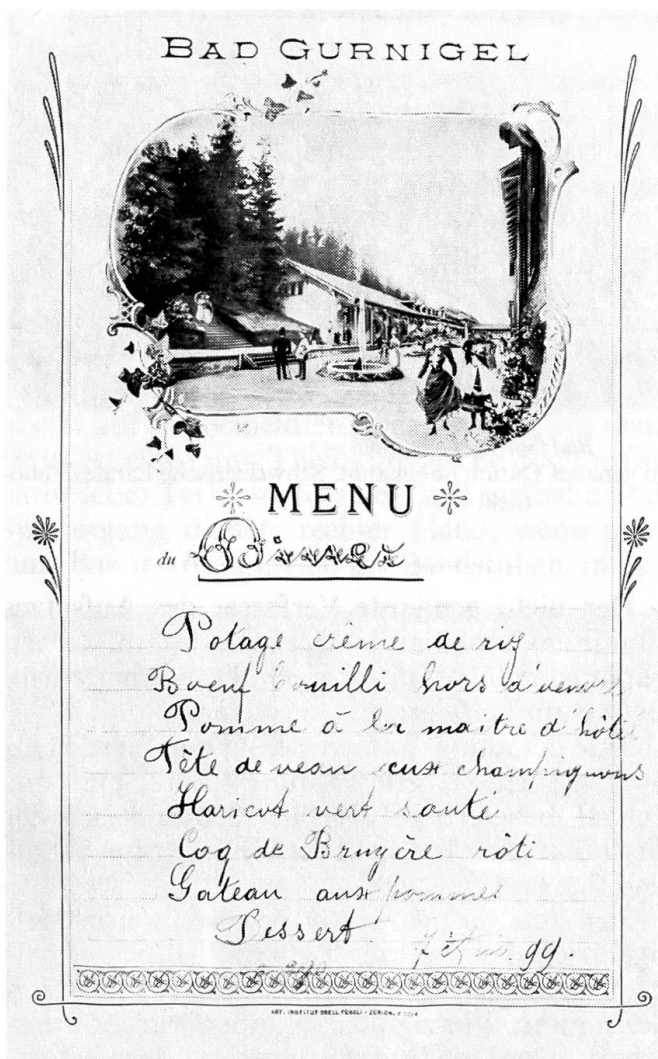
Eine geräumige Scheune dient den Pferden als Stallung, eine eigene kleine Bäckerei und eine Schaal beliefern die Küche. Jederzeit sei der Tisch mit «frischem und vorzüglich schmackhaftem Fleisch versehen».

Der stets vermehrte Andrang von Kürbedürftigen rief in den Jahren 1824 und 1825 abermals nach einem neuen Bau mit 25 Wohn- und 16 Badezimmern. Vierzig neue Wannen wurden angeschafft, veraltete Einrichtungen aus dem Betrieb entfernt. 1830 hat man die Sennerei neu aufgeführt und mit zwei Schlafsälen für je vierzig Betten ausgestattet. Weniger Bemittelte fanden hier eine für sie vorteilhafte Unterkunft. Plattenwege führten zu den beiden Brunnlein, bei denen gedeckte Rastplätze für Trinkkuren im Freien ausgebaut wurden.

Ein Tagesablauf

nach dem Bericht von Dr. B. F. Haller

Durch seine Kraftbrühen, durch seine Trinkkuren wurde der Gurnigel bekannt. Man beginnt, schreibt Haller 1835 in seiner «Anleitung zur zweckmässigen Benutzung der Heilquellen des Gurnigels», am Morgen früh mit dem Was-



Menükarte Bad Gurnigel vom 7. August 1899
Schweizerische Landesbibliothek, Bern

sertrinken – gleich zu Anfang drei bis vier Gläser. Eine bis anderthalb Stunden vor dem Frühstück, das um halb neun Uhr stattfindet, wird das letzte Glas getrunken. Man nimmt das Wasser je nach Lust unten in der Badeanstalt oder oben bei den Quellen ein. Es wird kalt oder gewärmt getrunken.

Das Frühstück besteht aus einer «kräftigen Gersten- oder Reissuppe mit gutgebackenem Brod». Zwischen zehn und zwölf Uhr wird gebadet. Dies geschieht nach Anweisung des Arztes. Es gibt ferner Tropf-, Spritz- und Regenbad-Douchen. Nach dem Bad empfiehlt sich ein

«Gläschen alten Weines», ein Xeres oder Malaga. Man ruht ein wenig oder macht sich Bewegung auf der Terrasse. Geistige Arbeit, rät Haller, solle man möglichst unterlassen. Sie sei der Kur meist abträglich.

Zum Mittagessen werden verschiedene Gerichte verabreicht. Brot, Fleisch und Dessert sind alle Tage frisch. Tafelmusik, leichte Bewegung, Kaffee fördern das Wohlbefinden. Schlafen, spazieren, gesellschaftliche Spiele füllen den Nachmittag. Abends nimmt man wieder eine Suppe zu sich, ein Tänzchen kommt dem gesunden Schlaf zugute.

Die Ära Hauser

1839 gelangte das Gurnigelbad durch Kauf an den Basler Hotelier Kromer und damit in bürgerliche Hände. 1859 folgte ihm der Glarner Friedrich Blumer, 1861 erwarb Jakob Hauser von Wädenswil die Besetzung. Das Haus nahm einen neuen Aufschwung. Es erblühten das Bürgerzeitalter, der Geist des Gründertums. Zukunftsglaube, Spekulation, Investition. Auf dem Gurnigel gab es Arbeit. Noch standen die Bergkurorte und Sportplätze in den Kinderschuhen. Es fehlten die Zufahrtslinien, die benötigte Infrastruktur. Dem Gurnigelbad stand beides zur Verfügung. Ein Aufenthalt dort oben gehörte zum guten Ton. So mehrte sich die Zahl der Betten bis 1857 auf zweihundertfünfzig, zehn Jahre später gab es deren dreihundert, von da an bis zur Jahrhundertwende stiegen die Unterkünfte auf das Doppelte.

Hauser baute Zimmer, Gesellschaftsräume und Kureinrichtungen grosszügig aus, legte Garten- und Parkanlagen an und verbesserte die Zufahrtswege und Postverbindungen. Er wurde daher nicht nur als «Vater des Gurnigels» von den Gästen hochgeschätzt; weitherum in der Landbevölkerung erfreute sich sein aufgeschlossenes Wesen der Beliebtheit. Als Grossrat und Nationalrat trat er auch auf politischer Ebene ins Rampenlicht.

Ein Jahr nachdem Hauser den Betrieb auf dem Gurnigel übernommen hatte, hat man zehn Minuten östlich vom Bad, nahe der dortigen Säge,

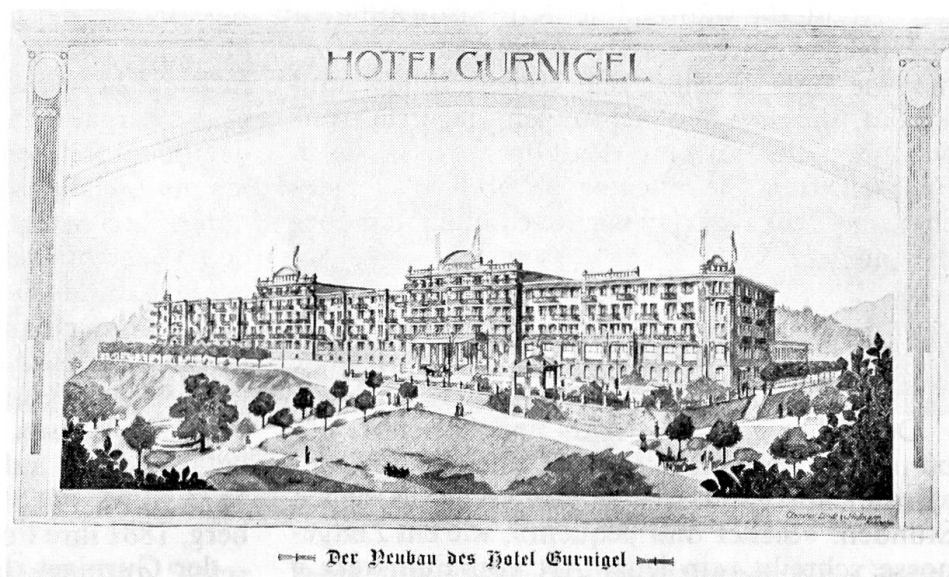
eine dritte Quelle entdeckt. Ihrem hohen Eisengehalt entsprechend taufte man sie den «Eisenbrunnen». «Das Wasser ist klar, schmeckt leicht tintenhaft und setzt viel Eisenoker ab», schreibt Conrad Meyer-Ahrens 1868 in einer einst vielbeachteten Studie über das Gurnigelbad. «Nach einer vorläufigen qualitativen Analyse», so fährt er fort, «enthält es beträchtlich Eisen, kohlensaurer Kalk, Chlorcalcium, Chlormagnesium und freie Kohlensäure.» Dr. Eduard Verdat, «Médecin de l'établissement», empfiehlt den neuen Brunnen bleichsüchtigen Mädchen zur Trinkkur.

Meyer-Ahrens, der die Schwefelquellen eingehend analysiert, geht in seiner Schrift auch auf die Lage des Bades, auf Aussicht, Klima, Pflanzendecke ein, beschreibt den Ausflug nach dem Schwefelberg im Tal der Kalten Sense, den Weg nach Seftigswanden, zu den «Höfen in der Laasz», hinunter in die Längeney. Selibühl, Guggisberg gelangen ins Blickfeld. Der Gurnigel – Bezugspunkt einer reizenden Vorgebirgslandschaft. Darüber hinaus liefert der Verfasser ein anschauliches Bild über die Einrichtungen des Bades zu seiner Zeit und den daran gebundenen Tagesablauf. Er wirft einen Blick auf die Terrasse mit Springbrunnen und Anlagen, auf die Ausstattung der Gesellschaftsräume. Das Hotel besitzt nicht nur einen «schönen, grossen und heizbaren Speisesaal für den ersten Tisch» (die «obere Klasse»), sondern auch einen Tanzsaal, einen «wohlausgerüsteten, gar sehr behaglichen ... Damensalon mit Pianino, Harmonium, Guitarre», ein Herrenlesezimmer mit zahlreichen Zeitungen, einen Raum für das Billard sowie ein besonderes «Brotdepot», in dem sich die Gäste, «wenn sie im Laufe des Morgens Hunger bekommen», verköstigen können. Meyer-

Ahrens erwähnt ferner die ärztlichen und postalischen Einrichtungen sowie die «Gaststube für gewöhnliche Passanten», in welcher es, wie er schreibt, recht gemütlich zu- und hergeht und in der sich deshalb auch die männlichen Kurgäste gern zum Abendschoppen niederlassen.

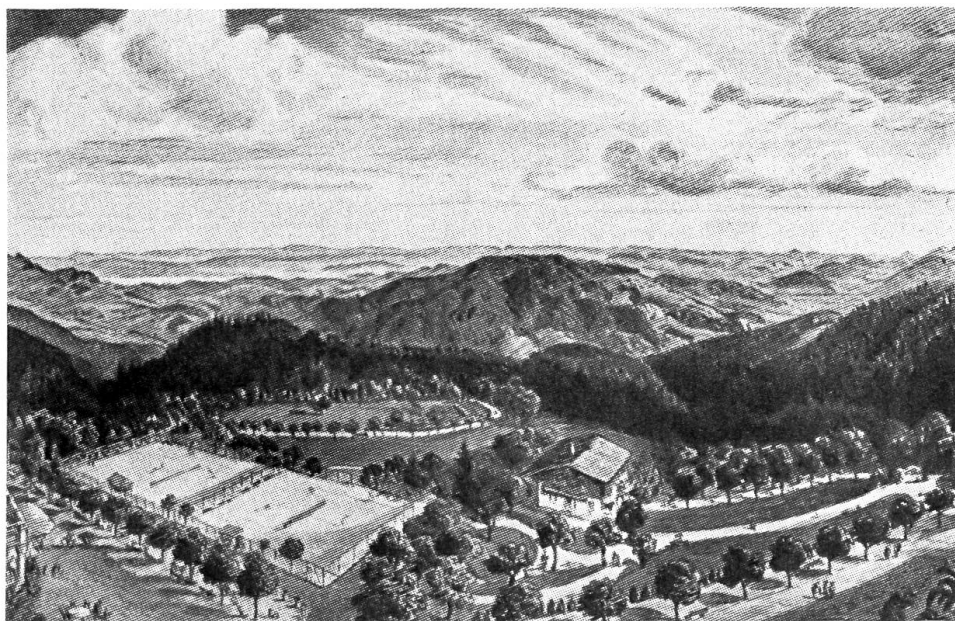
Trinkordnungen, Essenszeiten und -gewohnheiten werden kurz gestreift, die in «riesigen Schüsseln» angefahrenen Suppen nicht vergessen – es führen Geleise aus der Küche zu den Anrichten. Aufgetragen wird zu verschiedenen Zeiten für den «feineren» ersten, für den «wohlfeileren» zweiten Tisch. Ein «sechsmänniges Tafel-orchester» spielt beiden Klassen auf. Es sind Laienmusiker, zwischendurch helfen sie beim Table-d'hôtel-Service mit.

Zum Kurbetrieb gehören ein Basar, ein Barbierladen, eine Trinklaube. Hausgottesdienste versammeln nach Konfessionen die Gläubigen. Der Gurnigel – ein «Vornehme-Leute-Bad»! Und doch: die Bindung an die Landschaft bleibt gewahrt. Nicht nur oben in der Stockhütte. Auch im grossen Haus. Mehrmals während des Sommers werden hier Tanzsonntage für das Landvolk durchgeführt. Böllerschüsse zeigen sie der umliegenden Gegend an. Eine freiwillige Steuer für die Armenkasse und gelegentliche Lotterien



Der Neubau des Hotels Gurnigel, 1904

Abgebildet in «Berner Heim» vom 4. Juni 1904, Schweizerische Landesbibliothek, Bern



Ausblick von den Balkonen des Gurnigelbades

Postkarte mit der Legende: «Ausblick auf das schweizerische Mittelland (Neuenburgersee, Jura, Aaretal, Napf und Pilatus)»

kommen bedürftigen Kranken zugute. Es gibt auf dem Gurnigel auch sportliche Betätigungen: ein Armbrust-, ein «Stutzerschiessen».

Seit 1829 wurden die Kuranden von Badeärzten betreut, die während der Kursaison auf dem Gurnigel wohnten. Es waren bekannte Mediziner wie Lutz, Fueter, B.F. Haller, Bühler und Verdat, die ihre Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirkung des Gurnigelwassers in Fachschriften niederlegten. Morell, Pagenstecher und Beck lieferten wichtige Gutachten über die Quellen.

Badefahrten

Der Gurnigel – der Kur- und Ferienort der bernischen Burgerschaft. Der «Trinkberg», der «Brunnenberg». Ein Weg von sechs bis sieben Stunden. «Sicher und bequem», wie ein Zeitgenosse schreibt, «in jeder Art von Fuhrwerk.» Während der Badesaison von Mitte Juni bis Mitte September fuhr an jedem Dienstag und Samstag die Landkutsche mit Kunden auf den

Berg. Der mit vier Pferden bespannte Wagen nahm vor dem «Wilden Mann» die Passagiere auf, erreichte nach einer Stunde das durch seine Landsitze und Schlossgebäude «bemerkenswerte Käserz» und folgte dann dem Weg längs des Längenbergs an Oberried und Toffen vorbei nach Thurnen, wo die Pferde gewechselt wurden. Vier Stunden, und Riggisberg ist erreicht, ein Dorf mit «stattlichen, charaktervollen Bauernhäusern», das Herzstück einer vom Gletscher gemodelten Tal- und Terrassenlandschaft. Dann lenkt der Kutscher die hochrädige «Post-Chaise» in das

«melancholische», von Wald gesäumte Tälchen von Rüti («Reuti»), das die Molasse der Giebelegg vom Flyschgrat trennt, der südwärts gegen den Gurnigel und Selibühl ansteigt. In Dürrbach der Beginn der Gebirgsfahrt: der Viererzug erhält einen Dreivorspann, wenn dies nicht schon in Riggisberg geschehen ist. Mit sieben Rossen geht's bergauf. In Mäandern führt der Weg aus den heuduftenden Wiesen des «unteren», «offeneren» Geländes in den Waldschatten des Gehängs, steigt an Laas vorbei und erreicht auf den Abend hin das Badhaus, dessen Lichterfront geisterhaft das Gestämm der Tannen zeichnet.

Es gab noch andere Wege. Von Thun im eigenen Wagen über Uetendorf und Seftigen oder – nachdem die Bern-Thun-Bahn gebaut war – zu Fuss von Kiesen oder Uttigen hinüber ins Gürbetal und fort auf dem Riggisberger Strässchen. 1873 wurde die Strasse von Toffen nach Riggisberg, 1881 ihre Fortsetzung nach Rüti ausgebaut – der Gurnigel rückt näher ins Blickfeld. 1901 rattert die erste Eisenbahn durchs Gürbetal: jetzt wartet die Gurnigelpost unten in Thurnen und nimmt zweimal täglich die Reisenden in Emp-

fang. Mit dem Aufkommen des Postautos führte die PTT direkte Kurse von der Hauptstadt nach Riggisberg und dem Gurnigel ein.

Finale im 20. Jahrhundert

Unter Hauser und seinem Mitarbeiter Jakob Tschumi aus Farnern hatte sich das Gurnigelsbad zu einem Unternehmen von Weltruf entwickelt. Repräsentativ zog sich die lange Gebäudefront mit ihren Dependenzen hin – der «Gurnigel»: das «längste Gasthaus der Schweiz». 1890 verwandelte sein Besitzer die persönliche in eine gesellschaftliche Unternehmensform, ein Jahr darauf starb er. Sohn und Schwiegersohn folgten in der Leitung nach. Es läuft alles «wie am Schnürchen», da geschieht am 1. Mai 1902 das Unbegreifliche: im Hotel bricht ein Grossfeuer aus und äschert fast die gesamte Gebäudegruppe ein – die beiden Kapellen, Säge und Trinkhalle bleiben vom Brande verschont.

Zögernd nimmt man den Wiederaufbau an die Hand und ersetzt die aneinandergereihten Holzbauten von früher durch einen massiven Steinbau – eine burgartige Front, die Hauptfassade 240 Meter. Im westlichen Flügel die Bäder und Douchen, die neuen Inhalationssäle und die An-

lagen für Hydro- und Elektrotherapie. Gegenüber die Speisesäle «mit aufgelöstem Tischsystem» für nicht weniger als 600 Gäste. Ein eleganter Konzertsaal in Fühlung mit zahlreichen



Zwei Ausschnitte aus einem Farbprospekt Gurnigel, etwa 1920



Das heutige Hotel-Restaurant Gurnigelbad
Bild: Photoglob-Wehrli AG, Zürich

Gesellschaftsräumen. Eine Front von dreihundert Zimmern und Appartements. Im Musikpavillon auf der vor dem Hause hinlaufenden Terrasse Mittags- und Abendkonzerte, Damen in Brokatschuh und Schleppe.

Der Gurnigel im Zeichen der Internationalität: im Ersten Weltkrieg der Rückschlag, nochmals aufgefangen in den 1920er Jahren, vorangetrieben durch den Ausbau der Strasse und den Versuch, das Hotel auch während des Winters offenzuhalten – 1943 das Ende. Die Brüder Pulver schreiten zur Liquidation. Das Nachspiel: Flüchtlinge und Verfolgte, die hier kurzfristig Aufnahme finden: Italiener, Deutsche, Slawen, ein Kontingent jüdischer Kinder, Intellektuelle, ehemalige Partisanen.

1946 fallen die Mauern – auf dem Areal des einstigen Bades bleibt einzig das Gasthaus zum «Ochsen» stehen – erneuert und auf den Namen des früheren Bades getauft, führt es in bescheidenem Ausmass den ehemaligen Gastbetrieb weiter: eine Sommerfrische für Trinkkuren, ein Fe-

rienort für «Ruhe und Erholung», mit dem neuen Berghaus auf der Passhöhe ein Besitztum des EMD.

Ein Blick zurück

Das einst vielgerühmte Badhaus steht nicht mehr. Sein klobiger Bau würde unserm heutigen Empfinden kaum mehr entsprechen. Doch das einstige Bad ist Erinnerung geblieben – ein Stück Geschichte hing an dem niedergelegten Bau, Geschichte, angeleuchtet aus einem mehr privaten, mehr intimen Gesichtswinkel ... eine Fülle von Leben, von Schicksalen ...

Dem Tode nahe, fand Pestalozzi nach dem Zusammenbruch seiner Arbeit in Stans durch die Vermittlung Johann Rudolf Fischers auf dem Gurnigel bei Niklaus Albrecht Zehender, dem damaligen Besitzer des Bades, gastliche Aufnahme. Hier entstand der denkwürdige «Stanser Brief» ...

Auch Jeremias Gotthelf befand sich oben zur Kur. Am 2. August 1853 schreibt er seiner Frau Henriette: «Hier sitze ich aber nicht mit Rosen und ebensowenig mit Veilchen bekränzt, sondern mit einem Stück Langerweile am Halse ...» Und zehn Tage später: «Das Wasser macht mich träg und faul zum spazieren ...» Am 22. gleichen Monats sendet ihm sein Verleger Springer einen Brief: «Von Ihrem Badeorte ‚Gurnigel‘ hatte ich bis dato noch nichts gehört. Ist jedenfalls ein obskurer Ort und könnte erst durch Ihren Besuch berühmt werden ...» Er übersah, dass Gotthelf in seinem Roman «Uli der Knecht» die Glunggenbäuerin mit dem Elisi ins Gurnigelbad geschickt hat, damit die Tochter dort einen Zukünftigen angle. Gotthelfs Fazit an Karl Rudolf Hagenbach: «...die erste Kur, die ich machte ... reizte mich zu keiner zweiten.»

Andere machen andere Erfahrungen. J.C. Heer bewundert den Berg, und von der Kanzel des Leuenberges hebt Rudolf von Tavel den Blick zu ihm empor. Der ungarische Schriftsteller Andreas Latzko, Verfasser des seinerzeit vielgenannten Buches «Menschen im Krieg», hielt sich 1919 in dem mondänen Bade auf. Namen, die herausleuchten aus dem Kranze vieler ... ne.